Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold".

J. P. Windolph, Herausgeber. | Grand Island, Nebr., den 29. Nov. 1901. | Jahrgang 22 No. 13

Im Kesselraum.

Nach einer Seegerichtsentscheidung von Albert Wulff von Kameke.

Draußen weht es stark und herrscht grimmige Februarkälte.

Aber im Heizraum des „Kurt Bohlen" merkt man nichts davon. Höchstens, daß mit jeder Sekunde die vibrirenden Eisenblechplatten unter den Füßen eine andere Lage einnehmen, oder hin und wieder die durchgehende Maschine nebenan den Schiffskörper in seinen Grundfesten erschüttert, wenn der sie bedienende Assistent es versäumt hat, rechtzeitig die aus dem Wasser schlagende Schraube zu drosseln.

Sonst ist's gerade so wie immer, denn die Ventilatoren sind draußen nach Lee gedreht, und der eisige Athem, der mitunter hindurchschlägt, erstirbt schon wenige Zoll unterhalb ihrer Mündung in der heißen, kohlenstaubgesättigten Atmosphäre.

Gluthrother Schein strahlte sengend aus den geöffneten Feuerlöchern der beiden Kessel auf die nackten, rußgeschwärzten Oberkörper der drei Heizer, auf die dampfenden Schlackenhaufen am Boden, auf die dunkel glänzende Masse der Steinkohle, die im Hintergrund aufgeschichtet ist.

„Na, Kolberg, heute ist's schlimm, was?" — übertönte eine Stimme das schürfende Gerassel der Kohlenschaufeln, zu dem das dumpfe Stampfen der Maschine die Grundmelodie abgiebt.

Der hünenhafte Heizer zieht die rothglühende Schürfstange aus dem Feuerschlund und richtet sich auf. Neben ihm steht der dritte Maschinist, der vor etwa einer Viertelstunde die Morgenwache in der Maschine übernommen hat und nun seinen gewöhnlichen Rundgang durch alle Räume derselben macht.

Der erstere verzieht grinsend die Lippen, so daß seine weißen Zähne unheimlich aus dem schwarzen Gesicht leuchten.

„Das will ich meinen, Herr Maschinist," bekräftigte er.

„Nur immer tüchtig feuern!" mahnt dieser. „Unter 58 Umdrehungen dürfen wir nicht heruntergehen. Wo steckt denn der Reinbeck wieder mal?"

„Der ist oben in der Steuerbordbunker beim Trimmen."

„Macht er sich denn heut etwas besser als gestern?"

Der Hüne wischte sich mit der rußigen Hand den Schweiß von der Stirn.

„Na, Herr Maschinist, so recht will es immer noch nicht gehen mit ihm," erwidert er breit — gönnerhaft. „Er ist nun mal solche Arbeit nicht gewohnt. Den besten Willen hat er ja wohl, und ganz freundlich ist er auch mit uns. Aber wo er nun auch noch die Seekrankheit hat, da ist das solche Sache mit dem Arbeiten. Na, ich bin ja auch noch da."

Der Maschinist zuckt ärgerlich die Achseln. „Ein Elend mit diesen unerfahrenen Leuten. Sind zu nichts zu gebrauchen. Was ist er denn eigentlich früher gewesen?"

„Er sagt ja, er wäre Fähnrich gewesen oder so was Aehnliches," erwidert der andere wichtig. „Zuletzt hat er Schlosser gelernt."

„Fähnrich? Warum hat das der Kerl denn nicht gleich in Rotterdam gesagt. Nie und nimmer hätte ihn der erste Maschinist angemustert! Na, ich werde selbst mal nachsehen, was er macht."

Er wandte sich ab und stieg die schmale, glattgetretene Eisenleiter empor, die zur oberen Bunker hinaufführte.

In dem durch eine Glühlampe spärlich beleuchteten, fast gänzlich mit Kohlen zugeschütteten Raum lehnte Reinbeck auf seiner Kohlenschaufel, in müßige Träumerei versunken. Erst als ihn sein Vorgesetzter nicht allzu sanft am Arm packte schrak er auf.

„Da stehen Sie nun schon wieder, anstatt zu trimmen!" polterte dieser. „Glauben Sie denn, die Kohlen laufen von allein in den Heizraum? Können Sie nicht arbeiten oder wollen Sie nicht?"

Reinbeck erwiderte nichts, sondern sah seinen Vorgesetzten nur starr an. Und es lag etwas in seinem Blick, was diesen milde stimmte. Er nahm ihm die schwere Kohlenschaufel aus der Hand.

„Aufgepaßt, Reinbeck. Ich will Ihnen mal zeigen, was man bei rechter Arbeit schaffen kann."

Polternd und stäubend rollten die Kohlen unter seiner Schaufel durch das Bunkerloch. Nach zehn Minuten war ein großer Haufen des schwarzen Brennstoffs in der unteren Heizraumbunker verschwunden.

Der Maschinist hielt inne, während ihm der Schweiß in Strömen über sein rußiges, gutmüthiges Gesicht lief. „Sehen Sie, so macht man das, zum Donnerwetter! Was ist denn da weiter schwer dran für einen Kerl wie Sie" — sein Blick streifte die schlanke, kräftige Gestalt des Kohlenziehers. „Namentlich jetzt, wo noch die ganze Oberbunker gefüllt ist. Wie soll das erst nachher werden, wenn Sie die Kohle von da hinten an das Loch herankarren müssen? Und bei ganz anderer Temperatur als heute."

Reinbeck blickte erschrocken auf seinen Vorgesetzten.

„Wird es etwa noch heißer hier unten, Herr Mschinist?"

Der lachte.

„Das will ich meinen. Als wir das letzte Mal die Linie passirten, hatten wir 60 Grad im Heizraum!"

Der Kohlenzieher sah ihn flehend an.

„Kann ich denn nicht in der Maschine Arbeit bekommen, Herr Maschinist?"

„Ich habe Ihre Bitte dem ersten Maschinisten vorgetragen, aber der will nichts wissen davon. Sie müssen schon hier aushalten. Glaube ja gern, daß es Ihnen hart ankommt. Aber was hilft's? So etwas muß überwunden werden. Nur Muth, Reinbeck, es wird sich schon machen!"

Damit ging er weiter, um auch die Backbordbunker zu inspiziren. Eine Weile schaufelte Reinbeck mechanisch weiter, dann verfiel er wieder in träumende Apathie.

Also er kam nicht in die Maschine. Mußte weiter arbeiten wie bisher. Asche hieven — trimmen, Asche hieven — trimmen, dann acht Stunden Schlaf, und die Quälerei begann von Neuem. Tag für Tag. Und mit jedem Mal wurde es heißer hier unten, mit jedem Mal die Arbeit schwerer. Bis er in Montevideo ankam. Und dann? Ein graues Nichts, lag die Zukunft vor ihm.

Gierig griff er nach der Blechkanne voll lauwarmen Essigwassers, die neben ihm an der Wand lehnte, und leerte sie mit einem Zuge. Nur einmal völlig den Durst stillen, der ihn unausgesetzt peinigte. Nur einmal die Haut gründlich von dem Ruß und Kohlenstaub reingen, der bereits bis in die feinsten Poren gedrungen. Nur einmal die geschwärzte, öl- und schweißgetränkte Kleidung mit neuer, sauberer vertauschen können!

Er zuckte wie unter einem Schlag zusammen. Da war sie schon wieder, die Erinnerung, die gefürchtete, qualvolle, die nicht sterben konnte. Die ihm plötzlich erschien, im Wachen wie im Traum, Hand in Hand mit ihrer traurigen Zwillingsschwester, der Reue, und sein Herzblut trank, an seinem Lebensmark zehrte. Langsam sank er auf einen großen Steinkohlenblock nieder, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Und während die Thränen zwischen seinen schlanken, geschwärzten Fingern hindurchrannen, zog Bild auf Bild an seiner Seele vorüber.

Sein Vaterhaus. Langgestreckt, einstöckig, mit schlichtem Ziegeldach. Im Rahmen der Hausthür die straffe, militärische Gestalt seines Vaters, des alten Amtmanns.

Die dämmrige Waldwiese, wo er so oft auf dem Schnepfenstrich gestanden, wenn er in den Osterferien aus dem Kadettenkorps nach Haus kam.

Die Bank im Park, wo er mit Else gesessen.

Else!

Seine Thränen sind plötzlich versiegt. Mit irrem Blick starrt er in das matte Rothgelb der schwarzbeschlagenen Glühlichtbirne, während ein wahnsinniger Schmerz in Brust und Hirn bohrt.

Da ist sie, die süße, kleine Else, deren zartes Händchen in der seinen ruhte, deren schimmerndes Haargelock er küssen durfte in träumender Mondnacht — —

Else, die einst sein werden konnte—

Er springt auf, seiner selbst nicht mehr mächtig.

Das geht über seine Kraft — —

Der dritte Maschinist hat seinen Rundgang beendet und steht, die Maschine bedienend, zwischen Hebeln, Ventilen, Manometern und Indikatoren auf der Plattform. Sorgsam wandert sein Blick über das blanke Gestänge der Maschine, das in flimmerndem Durcheinander stampfend und schnaubend auf und niedergleitet, bis herab zu den drei wuchtigen Kurbeln der Schraubenwelle, die abwechselnd aus dem Dunkel der Bilge auftauchen.

Drei Tage schon ist das gewaltige Getriebe ununterbochen im Gang, und nach weiteren zwei Wochen kommt vielleicht zum erstenmal wieder das Kommando Stopp von der Brücke. Da heißt es nachschauen, daß kein Niet springt, keine Schraube sich lockert bei dem unablässigen Auf und Nieder der schweren Metallmassen.

Timtimtim — timm schrillt plötzlich die Glocke des Maschinentelegraphen durch den Raum, während der Zeiger an der hellerleuchteten Milchglasscheibe auf „Halt" springt. Mit einem Ruck hat der Maschinist den Steuerungshebel umgelegt, fauchend schieben sich die Pleuelstangen noch einigemal auf und nieder, dann sinken sie kraftlos zurück, ein Aechzen wie der letzte Seufzer eines Sterbenden — die Maschine steht.

Fragend trifft sich der Blick des Maschinisten mit dem des dienstthuenden Assistenten, während in der offene Thür des Kesselraumschottes die herkulische Gestalt eines Heizers erscheint.

„Gehen Sie doch mal nach oben und sehen zu, was los ist!"

Der Assistent eilte die schlüpfrige Stiege hinauf nach oben, wo durch die fettig schimmernden Stäbe des Grätings das Tageslicht bricht.

Eine lange Viertelstunde vergeht. Langsam, unsicher, wie seines Haltes beraubt, wankt der Schiffskörper hin und her, während unter dröhnendem Surren der Dampf durch das Kesselventil abbläst.

Endlich kehrt der Assistent zurück. Sein bleiches, leicht geschwärztes Gesicht ist noch eine Schattirung finsterer als sonst.

„Der Kohlenzieher Reinbeck ist über Bord gesprungen und nicht mehr zum Vorschein gekommen!" meldet er dem Wachthabenden.

Timtim — timm tönt im selben Augenblick der Maschinentelegraph. Halbe Kraft voraus!

Aechzend und stöhnend springt die Maschine an.

Drüben aber, im Heizraum starrt ein hünenhafter, rußiger Gesell in das Feuerloch, starrt so lange, bis ihm die rothstrahlende Hitze die Augen thränen macht.

„Schade um ihn, er war ein guter Kerl. Aber er taugte nun mal nicht fürs Leben," murmelte er und warf eine gewaltige Schippe Kohlen auf.

Das war Reinbecks Grabrede.

Juliette Lavardin.

Novellette von Ernest Daudet.

Der Staatsanwalt hatte eben seine Rede beendet und der Präsident dem Vertheidiger der Angeklagten das Wort ertheilt.

Leichenblaß unter ihrem Trauerschleier, warf Fräulein Julietta Lavardin auf ihre Umgebung einen ruhigen Blick, dessen sanfter und gleichzeitig doch stolzer Ausdruck zu ihren Gunsten einnahm.

„Sie haben das Wort, mein Herr," wiederholte der Präsident, sich an den Vertheidiger wendend.

„Meine Herren Geschworenen," versetzte dieser, „die Angeklagte hat mir eine Denkschrift überreicht, um mich in die näheren Umstände und Ursachen der That, die man ihr zur Last legt, einzuweihen. In dieser Denkschrift ist alles gesagt. Wenn Sie sie gehört haben werden, werden Sie davon ebenso überzeugt sein wie ich. Es bleibt mir also nichts weiter zu thun, als Ihnen diese Denkschrift vorzulesen, und darauf wird sich auch mein ganzes Plaidoyer beschränken."

Nach dieser kurzen Vorrede las der Vertheidiger folgendes vor:

„Sie haben mich beschworen, mein Herr, Ihnen die ganze Wahrheit zu gestehen und ich gehorche Ihnen.

Die Erklärung, die ich Ihnen liefern will, habe ich dem Untersuchungsrichter verweigert. Ihm gegenüber habe ich Stillschweigen bewahrt, selbst als sein Eifer, die Beweggründe meines Handelns zu entdecken, ihn zu Vermuthungen veranlaßte, die vollständig unbegründet waren.

Damals lebte mein Vater noch, und ich mußte schweigen. Heute ist er todt. Ich habe den Schmerz gehabt, ihn zu verlieren, als die Untersuchung meines Prozesses abgeschlossen war. Seine Tochter vor die Assisen gestellt zu sehen, war zu viel für ihn: die Verzweiflung hat ihn getödtet, und die Gründe, die mich zum Schweigen verdammten, bestehen nicht mehr.

Ich bin zwanzig Jahre alt und in Paris in einem Hause der Rue du Sentier geboren, wo sich die Magazine meines Vaters befanden. Er stand an der Spitze der französischen Industrie. Er zählte zu den bedeutendsten Kaufleuten von Paris, und die Seidenstoffe des Hauses Lavardin sind in der ganzen Welt berühmt. Meine Mutter, eine Heilige, starb wenige Monate nach meiner Geburt.

Als kleines Mädchen lernte ich keine andere Liebe und Pflege kennen, als die meiner Amme, die mich anbetete. Doch als meine Erziehung eine mehr geistige Pflege verlangte, wollte mir mein Vater diese zu theil werden lassen. Er war der Meinung, ich lebte zu einsam und abgeschlossen. Er sprach davon, mich in's Kloster zu bringen, dann aber verzichtete er darauf, so verzweifelt war ich bei dem Gedanken, das Haus verlassen zu müssen, in dem ich aufgewachsen war. Er nahm nun eine Erzieherin in's Haus, eine ältere, erfahrene Frau mit freundlichem Herzen, die meine Lehrerin, meine Gefährtin, meine Freundin wurde und mich nie verlassen hätte, hätte mein Vater sich nicht wieder verheirathet.

Ich war siebzehn Jahre alt, als dieses Ereigniß mein ganzes Leben umgestaltete. Ich sah meine Stiefmutter zum ersten Mal eines Abends in unserer Loge. Mein Vater hatte es mir mitgetheilt; er sagte, sie wäre eine reizende Frau, eine kinderlose Wittwe von dreißig Jahren.

Sechs Monate später zählte ich eine Feindin in unserem Hause. Von Anfang an hatten wir uns nicht leiden können, und das Uebel wurde mit jedem Tage schlimmer. Und doch hätte ich sie geliebt, wenn sie es gewollt hätte; doch leider hatten wir in allen Dingen so ganz verschiedene Anschauungen. Sie tadelte meine Neigungen, verspottete meine Gefühle und kritisirte sogar meine Toiletten. Mein Vater, dem unsere Zwietracht beständige Sorge bereitete, versuchte zuweilen, uns zu versöhnen, mußte aber bald darauf verzichten; er hoffte, mich bald zu verheirathen und so der peinlichen Situation ein Ende zu machen.

Kurze Zeit nach seiner Verheirathung nahm er, da sein Cassirer ihn verlassen hatte, einen neuen, einen gewissen Gilbert Bertrand, einen jungen Menschen, der von meiner Stiefmutter protegirt wurde, und ein Mündel ihres ersten Gatten war. Ich war anwesend, als er, kurz bevor er seine Thätigkeit antrat, in unserer Wohnung einen Besuch machte. Sein geckenhaftes Gesicht, seine affectirte Eleganz, die zu seinem bescheidenen Einkommen in keinem Einklang stand, vor allem aber der freie und vertrauliche Ton, in dem er zu Madame Lavardin sprach, machten einen häßlichen Eindruck auf mich.

Zu anderen Zeiten hätte ich meinem Vater von meinen Empfindungen Mittheilung gemacht, doch ich hatte darauf verzichtet, gegen den Willen seiner Frau anzukämpfen, wenn ich nicht direkt davon betroffen wurde, und obgleich mir sein neuer Kassirer ein instinktives Mißtrauen einflößte, so schwieg ich doch. Bald wurde er in unseren Familienkreis zugelassen, wurde unser Tischgast, der Vertraute meiner Stiefmutter, und erwarb sich das volle Vertrauen seines Chefs, der ihm dasselbe dadurch bezeugte, daß er ihn an seinen Geschäften betheiligte und ihm die freie Verfügung über die Kasse ließ. Ein naher Verwandter hätte nicht besser behandelt werden können.

Man theilte mir sogar mit, daß jedermann ihn als meinen zukünftigen Gatten betrachtete, und daß mein Vater, wenn man in seiner Gegenwart darauf anspielte, die Sache nicht in Abrede stellte. Da er nie mit mir davon sprach, so hütete ich mich wohl, eine Erklärung hervorzurufen. Herr Gilbert Bertrand mißfiel mir, aber das war auch der einzige Vorwurf, den ich ihm hätte machen können, denn seine Haltung gegen mich war nach wie vor korrett.

Ich übergehe die drei Jahre, die nach seinem Eintritt in unser Haus verflossen. Wie diese drei Jahre waren, können Sie sich wohl einigermaßen denken.

An einem Abend des letzten Sommers, während unseres Aufenthaltes auf dem Lande, wo wir uns, mein Vater, meine Stiefmutter und ich, sowie ein halbes Dutzend Gäste befanden, zu denen natürlich auch Herr Gilbert Bertrand zählte, verließ ich nach dem Diner den Salon, um draußen die frische Luft einzuathmen. Hinter dem Schlosse unter der Terrasse und von Orangenbäumen geschützt, befand sich eine Bank, auf die ich mich gern setzte. Dort saß ich auch an jenem Abend nachdenklich und traurig, als ein Geräusch von Stimmen, die leise über meinem Haupte sprachen, zu meinen Ohren drang.

Diese Stimmen erkannte ich sehr bald; es waren die meiner Stiefmutter und des Herrn Bertrand, und sie sprachen so fieberhaft und erregt und zitternd, daß mich eine Ahnung überkam, ich würde Mitwisserin eines schrecklichen Geheimnisses werden.

Sie zankten sich, die Elenden! Und was für Gräuel wurden mir in dieser Stunde enthüllt! Mein Vater war doppelt betrogen, man hatte ihm nicht nur sein Geld, sondern auch die Treue seiner Frau geraubt. Jetzt gestand der Elende seine Veruntreuungen und das Defizit, das er an der Kasse begangen.... Dann suchten sie nach einem Mittel, die Gefahr, die sie bedrohte, zu beschwören, bis er plötzlich sagte:

„Es giebt ein Mittel, wenn Sie nur wollten!"

„Welches?"

„Meine Verheirathung mit Ihrer Stieftochter!"

„Unglücklicher! Sie würden es wagen . . ."

„Ich würde alles wagen, um dem Zuchthaus zu entgehen . . . Mit Juliettes Mitgift würde ich das, was ich genommen habe, wieder einlegen können. Bin ich übrigens erst einmal mit ihr verheirathet, so habe ich nichts mehr zu fürchten; ich glaube nicht, daß Herr Lavardin boshaft genug wäre, seinen Schwiegersohn vor die Geschworenen stellen zu lassen!"

Auf diese Worte antwortete ein neuer Ausbruch von Schmähungen und Thränen.

Sie widerstand noch im Namen ihrer Liebe, während er ihr schmeichelte, sie zu beruhigen bemüht war und ihr von ihrem zukünftigen Leben ein Gemälde entwarf, das er mit schönen Phrasen vergoldete.

Bald beruhigten sich die Stimmen, ich hörte nichts weiter mehr als Zischeln, doch ich wußte genug und blieb betäubt.

Sie kennen jetzt die Ursache meines Verhaltens, mein Herr, um zu begreifen und auch meinen Richtern begreiflich zu machen, welche Gefühle meinen Arm bewaffnet haben. Als mein unglücklicher Vater als blinder und gehorsamer Sklave seiner Frau acht Tage nach dieser schrecklichen Unterredung von mir verlangte, ich solle dem Schurken, dessen Verbrechen ich nicht enthüllen durfte, meine Hand reichen, als Herr Bertrand selbst, nachdem er mit frecher Lüge mich seiner Liebe versichert, sich mir aufzudrängen versuchte, indem er mir im Einverständniß mit seiner Mitschuldigen eine Falle stellte, da blieb mir kein anderes Mittel, als der Revolver, der sich zufällig im Zimmer befand.

Ich habe getödtet, doch meine Handlung war nicht vorbedacht; sie wurde mir von der Nothwehr eingegeben, und ich kann sie weder bedauern noch bereuen.

Juliette Lavardin wurde freigesprochen.

Zu beachtende Hausregeln.

Schuhzeug wird gegen Näße unempfindlich, wenn man die Sohlen mit lauwarmem, gekochten Leinöl tränkt und das Oberleder öfters mit wenig Ricinusöl einreibt. Hierdurch wird gleichzeitig die Haltbarkeit des Leders erhöht. Gleiche Wirkung erzielt man, wenn man Klauenfett und Leinöl zu gleichen Theilen mit einander kocht und damit, wenn es noch lauwarm ist, das trockene Schuhzeug einreibt.

Für das Waschen farbiger Stoffe beachte man, daß Essig, sogleich zum Waschwasser zugegeben, rosa und grüne Farben erhält, zum letzten Wasser gegeben, frischt er rothe Farben auf. Soda erhält blau und purpurroth, Pottasche bessert schwarz, aber nur in reiner Wolle. Sind Farben durch Säuren verändert, so stellt man sie wieder her, indem man sie mit einer Mischung von einem Theil Salmiakgeist und zehn Theilen Wasser betupft, sind Flecken durch Alkalien entstanden, so wendet man in derselben Weise Essig an. Säuren und Alkalien heben sich gegenseitig auf, je frischer die Flecke sind, um so besser ist die Wirkung.

Rostflecke entfernt man von Eisen durch Bestreichen mit Putzpomade, die man mehrere Tage darauf läßt, und durch Abreiben mit Wiener Kalk, oder durch mehrtägiges Einfetten und Abreiben mit ungelöschtem, zu Pulver gestoßenem Kalk — von Stahl durch wiederholtes Einreiben mit frischer Zwiebel — von Nickel durch Einfetten mit Vaseline (mehrere Tage lang) und Abreiben mit verdünntem Salmiak — aus Zeugstoffen durch Waschen in verdünnter Essig- oder Weinsteinsäure.

Ein gutes Fleckwasser bereitet man sich aus einer Mischung von einem Theil Salz in vier Theilen Salmiakgeist und vier Theilen gutem Spiritus. Harzflecken werden durch Butter erweicht.

Haar- und Kleiderbürsten reinigt man, indem man recht heiße Weizenkleie in die Borsten streut und nach dem Erkalten herausklopft. Die erkaltete Kleie nimmt alle Unreinigkeit mit heraus. Sind Haarbürsten ausnahmsweise sehr schmutzig, so hilft ein Eintauchen der Borsten in Salmiakgeist.

Im Französischen ist das Wort Lokomobil weiblichen Geschlechts, das Wort Automobil aber nach einem soeben erflossenen Dittat der Akademie männlich. Dazu bemerkt ein Witzbold, was denn nun dabei herauskommen würde, wenn sich Lokomobil und Automobil vereinigen sollten. Nun, wenn die beiden zusammen kommen, giebt es jedenfalls einen Haufen — Trümmer.

Das Unausweichliche.

Nachdenkliche Geschichte von Oskar Blumenthal.

Oft und oft wurde der Fürst von Trapezunt gefragt, warum er in der Fülle des Lebens sich die schönste aller Erdenfreuden versagt und sich keine liebende Gattin gesellt habe? Wenn die Frage von der Neugier oder dem Eigennutz an ihn gerichtet wurde, so antwortete er ausweichend und verdrossen. Als aber eines Tages der berühmte Philosoph Kleobulos aus Istrien zu ihm kam und mit der nämlichen Frage das Herz des jungen Fürsten zu öffnen versuchte, da bekannte er zum ersten Male die Wahrheit:

„Ich bin bei aller brennenden Sehnsucht nach Liebe und Frauenhuld ein einsamer Mann geblieben, weil mir einst in Deinem Heimathland Istrien ein Orakel verkündet hat, daß die Frau, die ich wählen werde, mich betrügen wird."

„Und das hieltest Du für das Unausweichliche?" erwiderte lächelnd der Philosoph.

„Ja, kennst Du ein Mittel, um dem Rathschluß der Götter zu entrinnen, oder um jene Weissagung Lügen zu strafen?"

„Vielleicht."

„Du meinst ich könnte die Frau, die ich heimführe, mit so viel Spähern und Hütern umgeben, daß sie an ihr Gelöbniß gefesselt bleiben muß wie mit einer unzerreißbaren Kette?"

„Es giebt keine Kette, o glaub' es mir, die Frauenlist nicht zu durchfeilen wüßte."

„So meinst Du, daß ich vor mein Haus die Furcht und den Schrecken pflanzen soll, um auch den verwegensten Verführer zu entmuthigen?"

„Du kennst die Gewalt der Begierde nicht, mein edler Fürst! Sie wird auch vor dem Tod nicht zurückbeben."

„So giebt es kein Mittel, um jenes Orakel zu überwinden?"

„Es giebt nur ein einziges. Nicht durch Furcht und Schrecken, nicht durch Späher und Hüter . . . aus dem Herzen Deines Weibes heraus mußt Du die Verführungen besiegen, die sich ihr nähern werden. Du mußt so stark und unvergleichbar in Deiner Liebe sein, Du mußt ihre Sinne und ihre Seele so völlig beherrschen, mußt ihr jeden Blutstropfen so lebendig und unentreißbar mit Deinem Bilde erfüllen, daß für keinen anderen Gedanken mehr Raum bleibt. Und nicht ihre Pflicht gegen Dich — nein, ihre Freude an Dir soll der Schutz Deines Hauses sein!"

Gedankenvoll hörte der König die Worte des Philosophen und ließ sich leicht bewegen, ihm nach Istrien zu folgen, wo er bald um die Tochter des Königs, die schöne Mandane, warb. Nie ist ein Ehebund von so viel Glück und Sonnenglanz erfüllt gewesen. Nie hat sich zärtlicher und genußfroher Jugend zu Jugend gefunden. Und wenn im Laufe der Jahre eine müde und lässige Stunde kam, wo in der Gewohnheit des Besitzes das heiße Glücksgefühl zu erkalten drohte, so wachte in dem Fürsten die Erinnerung an das Orakel auf und trieb ihn mit ängstlicher Zärtlichkeit immer wieder in Mandanes Arme. Es gab in der Welt nichts Wichtiges und Großes, das ihm nicht erst durch die Liebe zu seinem Weibe gewerthet und verklärt wurde. Ja selbst seine Ehre und Siege erfreuten ihn nur, weil er sie ihr wie Blumen zu Füßen schütten konnte. So verrollten ihm wohl zwei Jahrzehnte in wandellosem Glück. Und als eines Tages der Philosoph Kleobulos ihn wieder einmal besuchte, da führte er ihn lachend in Mandanes Gemach und sagte:

„Sieh her und bekenne, daß auch die Götter einmal gelogen haben!"

Jetzt aber nahm Mandane die Hand ihres Gatten, strich ihm liebkosend über die Stirn und sagte dann leise:

„Und ich habe Dich dennoch betrogen!... Jetzt, wo sich mir und Dir schon die ersten Silberfäden ins Haar flechten, darf ich's bekennen. Aber es war ein frommer Betrug der Liebe, den Deine Großmuth verzeihen wird. Sieh!... jenes Orakel, das Dich so geängstigt hat, es war eine listige Fälschung. Mein Verlangen, Dich allein zu besitzen und Dich ein ganzes Leben lang an mich zu knüpfen, war so groß, daß ich jene Weissagung zu Hilfe nahm, um Deiner für alle Zeiten gewiß zu sein. Die Furcht, mich zu verlieren, sollte Dir meinen Besitz nur um so inniger ans Herz ketten und — daß ich Dir alles bekenne! — die Sorge vor meinem Wankelmuth sollte mich gegen den Deinigen schützen . . ."

Mit glücklichem Lächeln fragte der Fürst nun den Philosophen: „So ist es denn unausweichlich, daß wir von den Frauen überlistet werden?"

„Es ist unausweichlich," erwiderte Kleobulos. „Ich habe ein umfangreiches Buch darüber geschrieben, das für die Ehemänner aller Zeiten unentbehrlich sein wird. . . ."

Wie tief betrübend, daß dieses Buch beim Brande der Bibliothek von Trapezunt mit untergegangen ist!

Merkwürdig, daß die Frauen sich immer solcher Dinge erinnern, die sie vergessen sollten, während die Männer nur zu oft vergessen, wessen sie sich erinnern sollten.